

JUDEN UND CHRISTEN

Fest ins Gestern verstrickt

Dialog hat auf Kirchentagen Tradition. Aber es werden die falschen Themen behandelt, sagt der Autor, ein jüdischer Theologe. Mit dem Islam findet er den Austausch einfacher.

WALTER HOMOLKA

Judenmission ja oder nein? Haben wir den gleichen Gott? Sind die Juden auch ohne Jesus erlöst? Gibt es den einen Bund oder zwei? So oder so ähnlich schleppen sich die Themen christlich-jüdischen Dialogs seit Jahrzehnten durch die deutsche Gremienlandschaft, sei es in den über 80 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, auf Tagungen oder beim Internationalen Rat von Christen und Juden.

Relativ unbemerkt von der jüdischen Gemeinschaft, die vor 1989 mit ihrem zahlenmäßigen Siechtum zu kämpfen hatte und heute vor der Aufgabe steht, weit über 100000 Einwanderern zu einer jüdischen Identität zu verhelfen. Hier schlägt das praktische Engagement vieler Kirchengemeinden positiv zu Buche, wenn sie reale Notsituationen und soziale Engpässe bewältigen helfen. Keines der Themen aus dem Kanon der Dialogiker ist für diesen alltäglichen Umgang von Bedeutung.

Ich selbst widme mich seit 1983 dem Gespräch zwischen Juden und Christen. Damals studierte ich als Jude in München Theologie und Philosophie, um mit diesem Abschluss ans Rabbinerseminar nach London zu gehen. Was als Notlösung anging, sollte prägend werden für mein Rabbinat, das viel aus der Begegnung mit Andersgläubigen schöpft. Zeit meines Studiums konnte man noch Lichtgestalten dieses Dialogs persönlich erleben: Schalom Ben-Chorin, Pinchas Lapide oder meinen Lehrer Albert H. Friedlander. Diese Wegweiser der ersten Stunde, deren Zuwendung zum anderen in ihrem Lebensschicksal als deutsche Juden begründet war, sind heute nicht mehr unter uns, und so einzigartig ihr persönliches Lebenswerk ist – unter Juden hat es keine Nachfolge gefunden.

Als Rektor von Deutschlands Rabbinerseminar, des Abraham-Geiger-Kollegs an der Universität Potsdam, erlebe ich immer wieder die Hemmungen von Studenten, dem Christentum zu begegnen. Die Haltung reicht von neugieriger Gleichgültigkeit bis zur subtilen Ablehnung jeden inhaltlichen Kontaktes auf theologischer Ebene. Die ersten Erfahrungen damit machten wir bei den Hospitanzen von Studenten in der Militärseelsorge: Das alltägliche Miteinander war problemlos, die Konfrontation mit christlichen Inhalten machte Angst. Da begegnete man einem ganz anderen Christentum. Nicht dem sandgestrahlten Christentum des Dialogs, das feinfühlig allen Problempunkten ausweicht, die es mit einem jüdischen Gegenüber geben kann, und Harmonie behauptet. Hier begegnete man vielmehr einer Form der christlichen Auslegung, die Zeugnis gab vom Absolutheitsanspruch eines Christentums, das genügsam in sich selbst ruht.

Mich hat das aufhorchen lassen. Seitdem spüre ich, dass sich vielleicht gar nicht so viel getan haben könnte in den Weiten kirchlicher Ebenen – trotz „Nostra aetate“ und rheinischem Synodalbeschluss und dem Einverständnis der Experten. Es fällt besonders auf, wenn der Islam mit ins Bild kommt.

Schon Abraham Geiger hatte sich im 19. Jahrhundert sowohl mit dem Christentum als auch mit dem Islam beschäftigt. Das eine war für ihn apologetische Pflicht, der andere quasi die akademische Kür aus Liebe zur Schwesternreligion. Im Koran findet sich der Widerhall der mündlichen Thora des Judentums, es gibt eine Nähe, die Streit überwinden kann. Juden und Muslime haben das gleiche Gottesbild, und der große jüdische Religionsphilosoph Maimonides schrieb unsere Glaubensgrundsätze im 12. Jahrhundert in einem islamischen Umfeld fest. Christen kannte er gar nicht.

Fast eifersüchtig blicken christliche Theologen auf dieses gemeinsame Erbe. Man selbst sei dem Judentum doch viel näher, wird entgegengehalten, schließlich lese man doch die gemeinsame hebräische Bibel. Christliche Lesart, denke ich mir, macht aber zwei Texte daraus. Und mehr noch: Das rabbinische Judentum fußt weit mehr auf den Texten von Mischna, Midrasch und Talmud. Hier finden sich viele breite Bezüge zu vorkoranischem und koranischem Schrifttum.

In vielen Begegnungen mit den Amtskirchen erlebe ich dagegen ein Abwinken, das mich stutzig macht. Dialog mit dem Judentum wird bejaht, ist politisch korrekt, doch gegen den Islam werden geistige Bollwerke errichtet, die fast schon grotesk sind: Man habe nicht das gleiche Gottesverständnis, man könne nicht miteinander beten, der Islam ruhe nicht auf den gemeinsamen heiligen Texten.

Juden und Muslime aber haben den gleichen Gott und können miteinander beten. Vielleicht ist uns Juden das Christentum doch ferner als gedacht?

Solche Fragen mahnen an, dass es mit dem Ertrag jüdisch-christlichen Dialogs sowohl theologisch wie auch real nicht weit her sein kann im deutschen Alltag von Pfarrern und Gemeinden. So jedenfalls das große Szenario, das durch löbliche Gegenbeispiele bestätigt wird.

Vielleicht will die Kirche angesichts einer säkularen Gesellschaft auch gar nicht pluralistisch sein und im Schulterschluss mit den anderen Religionen Gott in die Welt bringen helfen? Vielleicht baut sie gerade an dem Schneckenhaus, das ihr das Überleben sichern soll? Das Baumaterial sind die alten Autoritäten der Bekenntnisschriften und der kirchlichen Tradition. Hier blättert schnell ab, was in Jahrzehnten des Dialogs mühsam an Farbe aufgebracht worden ist. So erstaunte mich eine Debatte innerhalb der EKD um die Gebetssammlung „Gemeinsam vor Gott“ mit Texten für das gemeinsame Beten von Juden, Christen und Muslimen. Da sei ja von Jesus nicht die Rede, und ohne Jesusbezug könne man nicht beten. „Durch“ Jesus oder „zu“ Jesus? Neue Fragen tun sich auf.

Ich persönlich kann systematischen Verhältnisbestimmungen einiges abgewinnen und fand so auch die Arbeit an der eben erschienenen Erklärung des Gesprächskreises „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken interessant. „Juden und Christen in Deutschland – Verantwortete Zeitgenossenschaft in einer pluralen Gesellschaft“ ist ein Text, der auf die aktuellen Lebenswelten von Juden und Christen blickt. So heißt es: „Seit den 1990er Jahren entwickelte sich im jüdischen Leben in Deutschland ein neuer Pluralismus.“

Diese jüdische Vielfalt sollte stärker wahrgenommen werden.“ Zur Unbefangenheit im Miteinander gehöre es, in den Juden und im Judentum nicht etwas Exotisches zu sehen. Die Realität sieht für mich als liberaler Rabbiner in Deutschland aber ganz anders aus.

Theologisch richten sich viele christliche Interessen an einer von Buberscher Romantik verbrämten Orthodoxie aus, obwohl das orthodoxe Bekenntnis nur etwa sechs bis zehn Prozent der jüdischen Weltbevölkerung ausmacht und dem interreligiösen Gespräch aus Prinzip weitgehend fern bleibt. Politisch haben sich die beiden Kirchen, die ansonsten gerne Leo Baeck als Symbolfigur des liberalen deutschen Judentums zitieren, bedeckt gehalten, als die liberalen jüdischen Gemeinden um gleichberechtigte Behandlung durch den deutschen Staat kämpften. Fast zehn Jahre lang war wenig Anteilnahme an diesem Auffächerungsprozess innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu spüren. Man war mehr um Neutralität bemüht als um den Schutz der Minderheit oder die Fürsorge um diejenigen, die weltweit den Dialog mit dem Christentum tragen und stützen.

Wenn aber jeder sich selbst der Nächste ist, lässt dies nichts Gutes ahnen für die Perspektive, gemeinsam an der Heilung der Welt arbeiten zu wollen und einer säkularen Welt gemeinsame Werte zu vermitteln. Warum diese neuen Asymmetrien? Aus Feigheit, Vorsicht und Leisetreterei? Diese Erfahrungen lassen einen zweifeln, ob es noch Sinn hat, um des guten Tons willen Zeit auf diese interreligiösen Pflichtübungen zu verwenden.

Kürzlich suchte man beim Zentralkomitee der Katholiken wieder einmal nach jüdischen Gesprächspartnern der jüngeren Generation. Oft vergeblich. Und auch der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist seit langem ohne Jugendforum. Die meisten Kandidaten haben Besseres zu tun, denn in der jüdischen Gemeinschaft hierzulande bewegt sich etwas: Immer mehr Menschen suchen nach einer selbstbestimmten jüdischen Identität. Die deutsche Gesellschaft aber nimmt dies weitgehend teilnahmslos hin, beschäftigt sich lieber mit den Opfern des Holocaust als mit dem lebendigen Judentum.

Es gibt aber auch positive Begegnungen: Im März fuhren etwa katholische Kirchenrechtler zusammen mit Rabbinerstudenten des Abraham-Geiger-Kollegs nach Rom, um gemeinsam das Innere der Kurie kennen zu lernen. In der Rota, der Signatura und beim Päpstlichen Rat für die Interpretation von Gesetzestexten bemerkte ich, dass sich eine gemeinsame Basis für katholische und jüdische Teilnehmer fand. Die Begegnung mit kirchlichen Richtern und deren Bemühen, Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen, hat die angehenden Rabbinerinnen und Rabbiner beeindruckt. Hier taten sich Bezüge zwischen jüdischem und kanonischem Recht auf, war etwas Gemeinsames in Zielformulierung und Vorgehensweise, das Fremdheit und Distanz überwinden half.

Gerechtigkeit, nicht Theologie ist gefragt. Und im Bemühen, Recht zu schaffen in dieser Welt, liegt vielleicht unsere gemeinsame Zukunft. Der Evangelische Kirchentag bietet eine Chance dafür, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Der Autor ist Rektor des Rabbinerseminars „Abraham-Geiger-Kolleg“ und Gastprofessor am Kanonistischen Institut an der Universität Potsdam.